

**Kevin Reuter, Dr.**, geboren 1979 in Nordenham (D), studierte Physik in München, bevor er sich der Philosophie verschrieb. 2012 promovierte er am Birkbeck College, University of London, zum Thema Introspektion und Selbstwissen. Nach einem dreijährigen Aufenthalt an der Ruhr-Uni Bochum kam er 2015 ans Institut für Philosophie der Universität Bern. In seiner Forschung beschäftigt er sich primär mit den Themen Schmerz und Emotionen, aber auch mit Fragestellungen zur (Ir-)Rationalität und der Natur von sozialen Begriffen.

*Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.*



© Bild: zvg

## Wie unsere Moral den Blick auf die Emotionen der anderen verfälscht

Von Kevin Reuter

Unsere eigenen Emotionen bestimmen wir in der Regel, indem wir die damit einhergehenden Gefühle erkennen: So weiss ich, dass ich Angst vor einem Bären habe, weil ich in mir ein Gefühl der Furcht bemerke. Etwas schwieriger ist es, anderen Menschen Emotionen zuzuschreiben. Durch den situativen Kontext vermuten wir oft, dass eine andere Person gerade eine bestimmte Emotion wie Angst erfährt, zum Beispiel wenn eine Pianistin die Bühne betritt. Sicherer sind wir uns unseres Urteils, wenn wir äussere Zeichen der jeweiligen Emotion – zittrige Hände, Schweißperlen, grosse Augen – wahrnehmen, oder uns die andere Person sogar direkt verrät, dass sie glücklich, traurig, furchtsam oder wütend ist. Mit anderen Worten, um einer Person eine Emotion zuzuschreiben, versuchen wir die positive oder negative emotionale Erregung auszumachen. Keine Rolle spielt hingegen die moralische Bewertung der Person oder des Kontexts – so jedenfalls die bisherige Lehrmeinung: Ein sadistischer Folterknecht kann doch wohl genauso glücklich oder traurig sein wie ein grosszügiger hilfsbereiter Mensch.

Neueste Ergebnisse aus der experimentellen Philosophie zeigen jedoch, dass die Frage, ob jemand glücklich ist, moralischen Standards unterworfen zu sein scheint. Stellen Sie sich zur Veranschaulichung dieser These vor, dass ein Hausmeister einer Schule voller Freude seiner Arbeit nachgeht und abends hochzufrieden ins Bett steigt. Im einen Fall hat der Hausmeister diese positiven Empfindungen, weil er die Schüler bestiehlt, im anderen Fall, weil er die Schüler unterstützt, so gut er kann. Die Ergebnisse von Jonathan Phillips und

Kollegen (2017) legen dar, dass die meisten von uns den moralisch guten Hausmeister deutlich glücklicher einschätzen als den moralisch schlechten, auch wenn beide die gleichen positiven Gefühle haben. Muss man also tugendhaft leben, um wirklich glücklich zu sein, wie unter anderem von Aristoteles und Philippa Foot behauptet wurde?

Diese Schlussfolgerung wäre durchaus plausibel, wenn nicht auch weitere Emotionen davon betroffen wären. In unseren eigenen Studien konnten wir nämlich nachweisen, dass anderen Personen nicht nur weniger Glück, sondern auch weniger Traurigkeit und Verärgerung zugeschrieben wird, wenn sie sich moralisch fragwürdig verhalten. Umgekehrt wird moralisch guten Menschen also nicht nur mehr Glück, sondern auch mehr Traurigkeit und Verärgerung zugestanden. Entgegen den bisherigen Ergebnissen der Forschung ist dieser Effekt allerdings nicht nur auf moralische Begebenheiten beschränkt. Um dies zu zeigen, wurden die Versuchsteilnehmenden nicht bezüglich der Emotionen von Tätern befragt, sondern von Opfern. Einer Frau, die zum Beispiel Opfer häuslicher Gewalt ist, wurde dabei deutlich weniger Glück zugeschrieben als einer Frau, der keiner Gewalt widerfahren ist, auch wenn sich beide Frauen gleich glücklich fühlen. Allgemein gesprochen scheint daher zu gelten: Wir glauben, dass eine Person so glücklich oder traurig ist, wie sie glücklich oder traurig sein sollte. Falls Sie nun also erfahren, dass die Pianistin vor ihrem Konzert kein Gefühl der Angst spürt, werden Sie ihr womöglich trotzdem etwas Angst zuschreiben; schliesslich sollte man etwas

Lampenfieber vor einem öffentlichen Auftritt haben.

Der Einfluss unserer Vorstellung des Normativen – wie etwas sein sollte – auf unsere Vorstellung des Deskriptiven – wie etwas ist – ist nicht nur in der Zuschreibung von Emotionen zu finden. In vielen Bereichen zeigt sich vermehrt, dass wir den Einfluss normativer Urteile bisher stark unterschätzt haben. Ob wir glauben, dass jemand absichtlich gehandelt hat oder etwas unabsichtlich verursacht hat, hängt unter anderem davon ab, ob das Resultat der Handlung positiv oder negativ bewertet wird. So konnte Joshua Knobe (2003) zeigen, dass wir einer verantwortlichen Person unterstellen, schlechte Nebenwirkungen (wie Umweltverschmutzung) mit Absicht verursacht zu haben, aber positiven Nebenwirkungen (wie die Verbesserung der Umweltbedingungen) keine Absicht vorausgegangen ist. Unser Idealbild einer von Moralität unabhängigen Perspektive scheint daher weitestgehend eine Illusion zu sein. Viele würden wohl argumentieren, dass wir unserem moralisch-normativen Bewertungstrieb unbedingt Einhalt gewähren sollten, da er unseren Blick auf das wahrlich Existierende verstellt. Allerdings gibt es zu bedenken, dass uns diese normative Sichtweise oft hilft, schnelle und in den meisten Fällen zuverlässige Urteile zu treffen. In jedem Fall sollten wir uns darüber im Klaren sein, wie allgegenwärtig unser moralistischer Blick ist.

**Kontakt:** Dr. Kevin Reuter,  
Institut für Philosophie,  
kevin.reuter@philo.unibe.ch